

Malves Mitgift.

Roman von Curt Harnsdorf.

(12. Fortsetzung.)
14. Kapitel.

Mit ihrem Engagement bei Herrn Bela Hartany war Sigrig von Anfang an durchaus nicht so zufrieden gewesen, wie sie es Malve in ihrem Briefen glauben machen wollte.

Der würdige, alte Herr zwar, der auch auf Bernd, als er die Schwägerin an ihren neuen Bestimmungsort begleitet hatte, den günstigsten Eindruck hervorbrachte, gab ihre keinen Anlass zur Klage. Er behandelte sie so rüchlichvoll und gütig, als sie es nur wünschen konnte, und war nach Kräften behilflich, sie in die Verhältnisse ihrer neuen Umgebung einzuleben, die sie doch fremdartiger annahm, als sie sich's in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit vorgestellt hatte.

Die Thätigkeit aber, die ihr dem Atelier des Herrn Hartany zufiel, konnte ihr unmöglich zulaufen. Schon der Verkehr mit den vornehmen Damen, die sie zu empfangen und, soweit es sich nicht um die photographischen Aufnahmen selbst handelte, geschäftlich zu bedienen hatte, legte ihrer Gesundheit und ihrer Selbstbeherrschung gar manche harte Probe auf. Denn diese Aristokratinnen, die in ihr doch nur ein Wesen niedrigerer Gattung sahen, peinigten sie mit ihren unangenehmen Launen nicht weniger als mit ihrer gnädigen Herablassung. Und was sie etwa noch an thörichten Stolz aus glücklicheren Tagen mit sich hinausgenommen hatte, in den Kampf des Lebens, lernte sie da sehr bald als einen für ein armes Mädchen sehr überflüssigen Luxus von sich abzutun. Davon, wie viele heimliche Thränen und verstoßene Seufzer es sie kostete, erfuhr keine Menschenseele. Schließlich müssen ja fast alle Erfahrungen und Einsichten des Lebens mit solcher Mühe bezahlt werden, und wenn dies die einzige Schattenseite ihres Berufes gewesen wäre, so hätte sie sich am Ende wohl ganz leidlich damit abgefunden.

Aber es war leider nicht die einzige.

Denn die Kundschaft des Herrn Hartany bestand nicht nur aus den jungen und alten Damen, sondern auch aus den jungen und alten Herren des ungarischen Adels. Und diese wurden Sigrig bald bei weitem lästiger als jene. Fast vom ersten Tage an hatte sie sich gegen Huldigungen und Aufmerksamkeiten zu wehren, die ihr oft genug das Blut ins Gesicht steigen ließen und die sie mehr als einmal in Verlegenheit führten, ihre wenigen Habseligkeiten zu packen und sich zu ihrer Schwester zurückzuziehen.

Welleicht war es einzig ein Rest von Trotz oder Eigensinn, der sie hinderte, zur Mutter zurückzuziehen. Sie hätte es in der That als eine gar zu tiefe Demüthigung empfunden, wenn sie ihrem Schwager hätte eingestehen müssen, daß seine Warnungen berechtigt gewesen wären und daß sie wirklich noch nicht stark genug sei, den Kampf ums Dasein auf eigene Faust zu führen. Da wollte sie doch lieber aushalten, solange es ging. Hoffte sie ja auch von Tag zu Tag, etwas anderes, Besseres zu finden.

So lagen die Dinge, als plötzlich ein Telegramm Bernd's sie an das Krankenlager ihrer Mutter rief. Die Fassung der Depesche ließ ihr kaum einen Zweifel, daß sie nur noch eine Sterbende antreffen würde. Schon vom ersten Tage nach der Katastrophe hatte sie ja gefürchtet, daß die Kräfte der tränklichen Mutter, nicht mehr ausreichen würde, den grausamen Schicksalsschlag zu verwinden. Aber sie hatte dann doch wieder zu hoffen angefangen, daß ihre Mutter sich im warmen Sonnenchein der sie umgebenden Kindeiseile zu neuem Lebensmuthe und neuer Lebensfreude erholen könnte.

Es war eine schmerzliche Täuschung gewesen. Namenlos traurige Tage gingen den Schwestern dahin, während sie das schwache, zitternde Flämmchen des zu Ende gehenden Menschenlebens immer ängstlicher flackern und schließlich verlöschen sahen, ohne daß ihre hangende Liebe Macht gehabt hätte, ihm neue Nahrung zu geben. Daß der Mutter Tod ein sanftes, schmerzloses Hinübergehen und ihr letztes Wort ein Wort zärtlichen Dankes für alle Liebe und Aufopferung war, war der einzige lindende Balsam für das tiefe Weh der Wunde, die ihr Hinscheiden dem Herzen der beiden Schwestern schlug. In jenen Tagen hätte Sigrig es am allerwenigsten über sich genommen, der Schwester aus dem großen Kummer auch noch die Sorge um ihr kleines Ungemach aufzubürden. Wäre das Wiedersehen unter minder betrübenden Umständen erfolgt, so wäre sie vielleicht schwachmüthig genug gewesen, Malve ihr Herz auszuschnitten. An dem frischen Grabe der Mutter aber schienen ihr selber die Widerwärtigkeiten ihres Budapesters Lebens so geringfügig und unbedeutend, daß sie sich jeder Anwendung von Verzweiflung schämte und mit dem festen Entschluß zurückkehrte, ihren

Kampf tapferer und getrosteren Muthes als bisher weiter zu kämpfen. Mit den guten Vorsätzen allein aber war es doch nicht getan. Und es kamen Ereignisse, die alle ihre Entschlüsse nothwendig vereiteln mußten.

Herr Bela Hartany, der mit seinem Photographieren ein sehr wohlhabender Mann geworden war, zog sich vom Geschäft zurück und überließ das Atelier einem jungen unberathenen Neffen, der bis dahin in einem kleinen ungarischen Stadt etablirt gewesen war und dessen Persönlichkeit Sigrig vom ersten Tage an einen unüberwindlichen Widerwillen einflößte. Zu ihrem Unglück war diese Empfindung keine gegenseitige. Das hübsche junge Mädchen schien ihm vielmehr ausnehmend zu gefallen und die Aeußerungen dieses Wohlgefallens waren derart, daß Sigrig am dritten Tage nach seiner Geschäftsübernahme ohne vorausgegangene Kündigung das Atelier verließ, um es nie mehr zu betreten.

Sie hatte während ihrer bisherigen Thätigkeit einige Ersparnisse gemacht und sie fing sogleich an, sich in ihren Ausgaben auf das äußerste einzuschränken, um so lange als möglich damit auszukommen. Aber selbst wenn man ein Kämmerchen unter dem Dach bewohnt und in der Hauptsache von Brod und Kaffee lebt, muß man Geld dafür ausgeben, und sie sah mit Bangen ihre kleinen Ersparnisse von Tag zu Tag mehr zusammenschmelzen, ohne daß ihre Bemühungen, eine andere Stellung zu finden, von Erfolg gewesen wären. Trotzdem dachte sie nicht daran, sich der Schwester zu offenbaren. Das Eingeständniß ihrer Schmach und Hilflosigkeit wäre ihr schmerzlicher gewesen, als alle Entbehrungen, die sie sich auferlegen mußte und alle Demüthigungen, denen ein alleinlebendes Mädchen ausgesetzt ist, wenn es sich um eine Anstellung oder Beschäftigung bewirbt.

Ein junges Mädchen von vornehmen Umgangsformen, musikalisch und der französischen Sprache vollkommen mächtig, gewandelterin, Tennisspielerin usw., wird bei hohem Gehalt zur Gesellschaft für eine neunzehnjährige junge Dame in reichem Hause gesucht. Rüksichtslosste Behandlung und, soweit thunlich, Familienanschluß werden zugesichert.

Diese verlockende Annonce war es, die Sigrig eines Morgens, als das Barometer ihrer Zukunftshoffnungen so ziemlich seinen tiefsten Stand erreicht hatte, mit neuer, wenn auch vorerst nur schwacher Hoffnung erfüllte. Was man da verlangte, glaubte sie ja wirklich leisten zu können, obgleich es schon eine gute Weile her war, daß sie keine Taube mehr angetrieben, kein Pferd mehr besessen und kein Radet mehr in der Hand gehabt hatte. Sie reichte also ihre Offerte ein und harrte voll Sehnsucht und Spannung des Erfolges.

Sigrig's Bewerbung, um die ausgeschriebene Stelle einer Gesellschaftlerin hatte rächtigen Erfolg, als die lüchsten Träume es ihr hatten vorspiegeln können. Am nächsten Morgen schon erhielt sie einen vornehm aussehenden Brief auf didem Büttenpapier mit der höflichen Aufforderung, sich um fünf Uhr Nachmittags bei Herrn Anton Herrlinger in der Radialstraße zu melden. Als sie dann in dem prächtigen Hause von einem galonirten Diener empfangen und durch mehrere hübsch eingerichtete Räume geführt wurde, klopfte ihr doch ein wenig das Herz vor Furcht, daß die Vornehmheit ihrer Umgangsformen den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprechen könnte.

Beim Anblick des Hausherrn freilich, der sie in seinem pompastisch ausgeschmückten Arbeitszimmer empfing, wurde ihre Bekommenheit schon wesentlich geringer. Denn ein Sachverständiger in Angelegenheiten des guten Tons und der wahren Vornehmheit war dieser kleine, starke Herr Anton Herrlinger doch wohl kaum.

Sie erwartete natürlich eine strenge Prüfung, aber die Sache lief über alles Vermuthen glimpflich ab. Herr Herrlinger wies auf einen vor ihm aufgeschapelten Stof von Briefen und theilte ihr lächelnd mit, daß er auf sein Intenet nicht weniger als siebenundfünfzig Offerten erhalten habe, um größten Theil von Damen des Adels. Und mit einigem Nachdruck fügte er hinzu:

„Da ich selbst meine Nobilitirung binnen kurzem erwarte, wäre es mir in der That nicht unerwünscht gewesen, meiner Tochter eine junge Dame von aristokratischer Herkunft als Gesellschaftlerin zu geben. Und ich hätte deshalb bereits sämtliche bürgerlichen Bewerberinnen ausgeschieden, als mir zufällig noch einmal Ihr Brief in die Hände fiel. Der Name, mit dem er unterzeichnet ist, veranlaßte mich, ihn zu lesen. Und ich gestehe, daß er mir wegen seines offenen, freimüthigen Tones recht gut gefiel. Mangel an Selbstachtung ließe ich nicht. Denn wer sich selber keinen Werth beimißt, hat auch in der Regel keinen. Und dann war da noch etwas, das mich für Sie einnahm. Sie schreiben, daß Sie die Tochter des Geheimraths Gerhard Breitenbach seien. Das hätte wohl nicht jede an Ihrer Stelle getan.“

Mit allem Stolz ihrer leicht getränkten Natur erwiderte Sigrig, daß sie durchaus keinen Grund hätte, ihre Herkunft zu verhehlen. Und er nickte ihr wohlwollend zu.

Von meinem Standpunkt aus gewiß nicht, stimmte er bei. „Aber Sie konnten doch schließlich nicht wissen, daß Sie es in mir mit einem vorurtheilsfreien Manne zu thun hätten — mit einem Manne, der Ihnen Herrn Vater persönlich gekannt und der die größte Hochachtung vor seinen kaufmännischen Fähigkeiten zeigt. Bei hundert anderen, mein liebes Fräulein, würde diese Aufrichtigkeit hinsichtlich Ihrer Familienverhältnisse Ihnen eine schlechte Empfehlung gewesen sein.“

Sigrig war sehr nahe daran, Herrlinger eine Antwort zu geben, die den Verhandlungen wohlweislich ein schnelles Ende bereitet hätte, aber der gutmüthige Ausdruck seiner freundlichen Augen hielt sie davon ab. Er war sicherlich der Meinung, ihr etwas sehr Liebenswürdiges zu sagen, und hätte ihre Empfindlichkeit demüthigt, gar nicht verstanden. Darum schluckte sie das bittere Wort tapfer hinunter und stand ihm Rede auf seine weitläufigen Fragen. An ihrer bisherigen Thätigkeit in Hartany's Atelier schien er keinen Anstoß zu nehmen, und was sie ihm über ihre Kenntnisse wie über ihre sportlichen Talente sagte, glaubte er ihr aufs Wort. Nur ihre einfache, schwarze Kleidung mißfiel ihm offenbar.

„Sind Sie noch immer in Trauer?“ sagte er. „Das macht sich nicht gut. Und es muß doch auch schon länger als ein Jahr her sein, daß Ihr Vater —“

„Ich betraure meine Mutter, Herr Herrlinger, die vor acht Monaten gestorben ist.“

„Ah, das ist etwas anderes — das würde ich nicht. Dann darf ich Ihnen allerdings nicht verwehren, sich schwarz zu kleiden, obwohl es, wie ich sagte, keinen sehr angenehmen Eindruck macht. Uebrigens kann ich Ihnen nicht verhehlen, mein liebes Fräulein, daß Ihre Frau Mutter sehr schlecht beraten gewesen sein muß, als sie freiwillig auf die ganze Erbschaft ihres Mannes verzichtete. Sehr ehrenwerth — das will ich zugeben. Auf dem Wege gültiger Verhandlung wäre doch wohl einiges Kapital zu retten gewesen. Es scheint, daß Ihnen damals kein erfahrener Mensch zur Seite gestanden hat. Schade, daß ich nicht schon zu jener Zeit das Vergnügen hatte, Sie zu kennen.“

Die Konversation hatte damit wieder eine bedenkliche Wendung genommen. Und wer weiß, ob sich bei Sigrig's noch immer etwas ungelühtem Temperament nicht doch eine für ihre Engagementsausichten verhängnisvolle Katastrophe ereignet hätte, wenn nicht gerade zur rechten Zeit Fräulein Maja, die einzige Tochter des vor drei Jahren verwitweten Herrn Herrlinger, erschienen wäre. Sie sah aus wie ein zierliches Vögeldchen. Etwas flatterndes war in ihrem Gang und etwas Zwischwerendes in ihrer Art zu sprechen. Ihre neunzehn Jahre merkte man ihr nicht an, um so mehr aber, daß sie sehr vernehmlich und ohne alle eigentliche Ergrünung aufgemachen war. Gerade deshalb aber gefiel sie Sigrig gleich auf den ersten Blick sehr gut. Mit einer vollkommenen Weltknechtin von der Art, wie sie sie bei Hartany kennen gelernt hatte, wäre sie jedenfalls viel schwerer fertig geworden.

Und Maja kam ihr mit einem wahrhaft rührenden Zutrauen entgegen. Als Herr Anton Herrlinger ihr mittheilte, daß er sich loeben mit der neuen Gesellschaftlerin verständigt hätte — was übrigens gar nicht der Fall war — streifte sie ihr auf eine sehr drohlich — liebenswürdige Weise ihre beiden Hände entgegen und sagte, Sigrig läse so aus, als ob sie sie sehr lieb gewinnen würde. Und gleich heute müßte sie kommen, denn seitens ihrer schrecklichen Miß Henderson glücklich losgeronnen sei, wäre sie schon mehr als einmal nahe daran gewesen, vor Langeweile zu sterben.

Sigrig ließ sich denn auch nicht lange bitten und wurde noch am nämlichen Tage feierlich unter Herrn Anton Herrlinger's Hausgenossen aufgenommen. Sie hatte sich für den Augenblick auch über nichts zu beklagen. Denn sie erhielt ein Zimmer, wie sie es nicht einmal in ihrem Elternhause schöner und komfortabler gehabt hätte. Sie hatte an jedem Morgen ihr Bad, ein Mädchen zu ihrer speziellen Bedienung und speiste dreimal täglich an einer luttulisch besetzten Tafel. Man behandelte sie ganz so, als ob sie zur Familie gehörte, und das „Zuschengelächeln“, wie Herr Herrlinger jartischelnd das in der Annonce angebotene Gehalt genannt hatte, repräsentirte eine für ihre Verhältnisse bedeutende Summe.

Fräulein Maja war zwar das launehafteste Gesöpfchen unter der Sonne, aber dabei voll so anmüthiger Schalkhaftigkeit und von so übersprudelndem Temperament, daß es ganz unmöglich war, ihr länger als auf einige Minuten böse zu sein. Da Sigrig ihr immer nur soweit zu Willen war, als es ihr vernünftig schien und sich mit ihrer Selbstachtung vertrug, setzte sie täglich mindestens ein

duzendmal ihre allerliebste Schmolliene auf, um der Gesellschaftlerin ebenso oft mit elementarem Ungestüm um den Hals zu fallen und sie wie ein Kind um Verzeihung zu bitten. Die Harmonie ließ also im Grunde nichts zu wünschen übrig, und Herr Anton Herrlinger erstreute Sigrig schon nach kurzer Zeit durch die offenbar ganz ehrlich gemeinte Versicherung, ihr günstiger erzieherischer Einfluß auf sein Töchterchen sei bereits ganz unverkennbar.

Das einzige, was Sigrig etwas bedrückend empfand, war der Mangel an persönlicher Bewegungsfreiheit. Fräulein Maja nahm sie vom Morgen bis zum Abend für sich in Beschlag, und da sie sich nun einmal verpflichtet hatte, ihr Gesellschaft zu leisten, durfte sie kaum versuchen, sich dagegen zu sträuben. Erst als die eigentliche Saison der geselligen Vergnügungen ihren Anfang nahm, durfte sie sich einige Erleichterung ihrer Pflichten versprechen, denn mit Rücksicht auf ihre Trauer wurde sie von der Theilnahme an allen größeren Veranstaltungen im Hause entbunden.

Auch bei dem heute veranstalteten großen Diner hatte man nicht auf ihrem Erscheinen bestanden, und Sigrig benutzte die auf solche Art gewonnene Freiheit zu einem langen Briefe an ihre Schwester, als Fräulein Maja in ihrem düstigen Gesellschaftsleiden, das ihr wirklich zum Entzünden stand, wie auf Flügeln des Sturmwind's in ihr Zimmer geflattert kam. Sie hatte dem Verlangen, ihrem überwunden Herzen Luft zu machen, offenbar nicht länger widerstehen können.

Der Gast, dem zu Ehren Herr Anton Herrlinger das heutige Diner veranstaltet hatte, mußte in der That ein außergewöhnlicher Sterblicher sein. Solange Sigrig hier im Hause war, hörte sie von ihm nur in Ausdrücken der höchsten Bewunderung sprechen und man hatte seinem heutigen Besuche wie einem großen Ereignisse entgegengekehrt.

Und doch war er weder ein berühmter Künstler noch ein bedeutender Politiker oder dergleichen, sondern nichts als ein einfacher Ingenieur, der Direktor eines Kohlenbergwerks, zu dessen Besitzern auch Majas Vater gehörte. Es hieß, daß man seiner Thätigkeit die Erbschließung einiger sehr ergiebiger Flöze zu verdanken habe, und nach dem Aufsehen zu ertheilen, das im Herrlingerischen Hause davon gemacht wurde, mußte diese Leistung wohl eine ebenso schwierige als verdienstliche sein.

Herr Anton Herrlinger's Anblick nahm jedesmal einen Ausdruck christlicher Verehrung an, wenn er seines Direktors erwähnte. Und es war darum nicht gerade ein Wunder, daß Fräulein Maja mit sehr hochgepannten Erwartungen dem Erscheinen des Vielgepriesenen, der heute zum erstenmal aus seinem Kohlenrevier nach Budapest gekommen war, entgegen sah. Da sie aber von den Herren ihres Umgangskreises sehr vernehmlich wurde und sich ihren zahlreichen Verehrern gegenüber äußerst kritisch verhielt, war Sigrig ziemlich sicher gewesen, daß es auch diesmal mit einer großen Enttäuschung enden würde. Der Enttäuschung jedoch, mit dem die junge Dame jetzt von den ersten Einbrüden der neuen Bekanntschaft berichtete, schien gerade das Gegenheil zu beweisen. Nach ihrer Schilderung mußte sich der Herr Bergwerksdirektor schon äußerlich sehr zu seinem Vortheil von den bisherigen Verehrern Majas unterscheiden, und er hatte durch seinen Geist wie durch die imponierende Sicherheit seines Auftretens offenbar alles in den Schatten gestellt, was sich bisher vor Fräulein Majas Triumphbogen gespannt hatte. Sigrig sagte sich in der Stille ihres Herzens, daß er ohne Zweifel schon jetzt gewonnenes Spiel haben würde, wenn es etwa in seiner Absicht lag, um die Gunst der reichen jungen Erbin zu werben.

Trotz des aufrichtigen Interesses, das sie an dem jungen Hausvater nahm, würde Sigrig doch immer wenig begierig gewesen sein, auch ihrerseits die Bekanntschaft des anscheinend so unvornehmlichen Herrn zu machen, wenn nicht Maja behauptet hätte, er könne ihr gar kein Fremder mehr sein, sondern müßte zu ihren alten Bekannten gehören. Sie sagte, durch irgend einen Zufall sei bei Tische auch der Name Sigrig's erwähnt worden und der Bergwerksdirektor habe da plötzlich eine so außerordentliche Theilnahme für sie und ihre Familie an den Tag gelegt.

Es machte sie fast verdrießlich, daß Sigrig mit aller Entschiedenheit dabei blieb, ein Herr Walter Pittner habe ihres Wissens niemals ihren Lebensweg getreut. Und sie erklärte, daß sie nicht eher ruhen würde, als bis sie die beiden einander gegenübergestellt habe, um sich von der Richtigkeit ihrer Vermuthung zu überzeugen. Sigrig mußte ihr versprechen, einem solchen Zusammenreffen nicht auszuweichen, und erst als die junge Gesellschaftlerin ihr lächelnd diese Aussage gemacht, wie man eben einem eigenfinnigen Kinde zu Willen ist, um sich endlich seines Drängens zu erwehren, lehnte Maja zu der Tischgesellschaft zurück, von Sigrig's neidischen Wünschen begleitet.

Wenige Minuten später hatte die Einsame den vielgerühmten Bergwerksdirektor, der ein so außergewöhnlicher Mensch sein sollte, schon wieder vollständig vergessen. Sie hatte eben in der harten Schule ihres jungen Lebens den Glauben an au-



Freundin (die bei einer Wittve zum Anbetheilen eingeladen ist): „War das nicht Ihres Mannes Leidgericht?“
Wittve: „Ach ja; kommt's Ihnen nicht vor, als ob er lächelte der Gute?“

gewöhnliche Menschen verloren und sie war sehr geneigt, zu vermuten, daß dieser Herr Walter Pittner nur vielleicht ein etwas geschickterer Schauspieler sei als die anderen Verehrer und Trabanten der reichen Erbin.

15. Kapitel.

Malve von Degerndorf sah am Fenster ihrer kleinen Mietwohnung in der Residenz und wartete auf die Heimkehr Bernd's. Und da ertönte auch schon die Klurklingel, und um das Mädchen, das in der Küche zu thun hatte, nicht in seiner Arbeit stören zu lassen, ging sie selbst hinaus, um zu öffnen.

Ein Dienstmann stand vor ihr, der ihr einen Brief in geschäftsmäßig aussehendem Umschlage überreichte. Malve erkannte sofort die Handschrift ihres Mannes, und die eigenthümliche Bangigkeit, von der sie seit einiger Zeit bei den geringfügigsten Anlässen heimgesucht wurde, wollte wieder ihr Herz beschleichen. Sie fragte den Mann, ob er auch eine Antwort überbringen solle, und da er verneinte, kehrte sie in das Wohnzimmer zurück, um erst dort den Umschlag des Briefes zu lösen.

Der auf einen Bogen mit der vorgebrachten Firma Hillmer & Co. geschriebene Brief war nur wenige Zeilen lang und lautete:

„Liebe Malve!
Erwarte mich heute bitte nicht zum Mittagessen. Ich bin durch geschäftliche Angelegenheiten derart in Anspruch genommen, daß ich nicht voraussehen kann, wann ich nach Hause kommen werde.
Herzliche Grüße!
Bernd.“

Es war während der letzten Wochen schon öfter vorgekommen, daß ihr sonst so pünktlicher Gatte die häuslichen Nothigkeiten nicht regelmäßig innegehalten hatte. Und Malve würde sich wohl auch heute über die Theilnahme nicht weiter beunruhigt haben, wenn ihr nicht Bernd's verändertes Wesen ohnedies Anlass zur Sorge gegeben hätte. Er sprach zu ihr niemals von seinen geschäftlichen Angelegenheiten, aber sie zweifelte trotzdem nicht daran, daß er neuerdings Anlaß habe, mit ihrer Gestaltung unzufrieden zu sein. Wie angelegentlich er sich auch bemühen mochte, ihr eine feste, unbefangene Miene zu zeigen, und wie wenig Grund er ihr auch gab, sich über einen Mangel an Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit zu beklagen, daß er sich häufig Gewalt anthun mußte, seine üble Stimmung zu meistern, war ihr darum doch nicht entgangen. Er war oft auffallend zerstreut und von einer Nervosität, die sie sonst nicht an ihm getannt hatte. Auch das war ihr aufgefallen, daß er sich neuerdings manche von den kleinen Bequemlichkeiten und Vergnügungen ver sagt hatte, die er bis dahin noch aus den Tagen seiner Offizierskarriere beibehalten. Mit einem Scherzwort war er ihnen dadurch hervorgerufenen Fragen ausgewichen, aber ihr durch die Liebe geschärft Auge hatte wohl bemerkt, daß er in Verlegenheit gerieth, und daß sie da einen Gegenstand berührt hatte, der ihm peinlich war.

In sorgenvollen Gedanken ließ sie sich vor dem Nähtischen am Fenster des Wohnzimmers nieder. Aber die Arbeit, die sie vorgenommen hatte, wurde nur wenig gefördert. Bald lagen die schlanken Hände, die sonst die Nadel so flink zu führen verstanden, müßig im Schoße. Mächtig als seit langem störte die Erinnerung an alles das, was sie seit ihrem Hochzeitstage erlebt hatte, auf sie ein. Nicht auf Bernd freilich fiel die Verantwortung für das, was ihr jetzt in diesen Erinnerungen schmerzhaft und bedrückend erschien. Er hatte sein unverdunkeltes Schicksal auf sich genommen wie ein Mann von Herz und Ehre. In ihrer fünfjährigenmonatlichen Ehe gab es nicht eine einzige Stunde, da er Malve gegenüber den Unmuth über seine zerstörten Hoffnungen hätte Herr über sich werden lassen. Er war ihr immer derselbe aufmerksame und rücksichtsvolle Gatte geblieben, der er an ihrem Stockholmer Krankenlager gewesen war. Und nur der Scharfblick der Liebe hatte sie hier und da errathen lassen, wie

schwer er in Wahrheit unter den veränderten Verhältnissen litt.

Von vornherein hatten sie ihr Leben auf dem bescheidenen Fuße eingerichtet. Nach einem sechswochenlangen Aufenthalt in dem billigen, süddeutschen Badeort, dessen mildes Klima Malve die gewünschte Kräftigung im vollen Maße gebracht, hatten sie in der Hauptstadt das kleine, dreizimmerige Quartier bezogen, das sie heute noch bewohnten. Von der prächtigen Ausstattung, die der Kommerziant für das fünftige Heim seiner Tochter angeschafft, hatten sie nichts behalten. Mit unbedingtem Entschlossenheit hatte Bernd darauf bestanden, keinen einzigen Gegenstand vor irgendwelchem Werthe aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters anzunehmen. Selbst ihre Schmutzfahnen und die kostbaren Hochzeitsgeschenke hatte Malve zugleich mit der luxuriösen Einrichtung des väterlichen Haushalts veräußern lassen müssen. Der Erlös war ebenso wie die ihm als Mitgift überlassene Million der Kontostamme der Handelsbank zugeflossen.

Da das Kapital, das ihm zur Verfügung stand, zu gering war, um eine größere selbständige Unternehmung zu ermöglichen, und da er sich der Hilfe fremden Geldes durchaus nicht bedienen wollte, so hatte Bernd zunächst versucht, eine seiner Bildung und seinem Stande entsprechende Stellung zu erhalten. Aber das Ergebnis dieser Bemühungen war wenig ermutigend gewesen. Er hatte gleich zu vielen anderen die Erfahrung machen müssen, daß man gerade dem verabschiedeten Offizier überall mit Mißtrauen entgegenkommt — einem Mißtrauen, nicht so sehr hinsichtlich seiner Fähigkeiten als hinsichtlich seiner in das bürgerliche Leben hinübergenommenen Standesvorurtheile. Eine mehrmonatliche Thätigkeit als Leiter eines großen Fabrik- und Reitanstalts hatte ihm ausgiebige Gelegenheit gewährt, alle die peinlichen Anzutraglichkeiten kennen zu lernen, die sich aus der Abhängigkeit von Kunden ergaben, die er nach Herkommen und Bildung als tief unter sich stehend betrachtete. Die Befehle des Unternehmens hatten sich zwar seines vornehmen Namens als eines Aushängeschildes für ihr Institut bedienen wollen, in persönlichen Werthe aber suchten sie in so verlegender Weise die Protzgeier herauszutreiben, daß Bernd auf den gut bezahlten Anzucht schuldig zu sein glaubte. Und er hatte sich nach dieser ersten üblen Erfahrung nicht entschließen können, sich wieder in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis zu begeben.

Da hatte der Zufall ihn mit einem Regimentskameraden, dem verabschiedeten Hauptmann Georg Hillmer zusammengeführt, der sich ihm noch in dem Verhältnisse des Vorgesetzten befunden, nicht gerade vertraute Freunde gewesen. Die allzu schnelle und etwas präherische Art des Hauptmanns hatte Bernd wenig sympathisch berührt. Aber er hatte der soldatischen Tüchtigkeit des Mannes immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Bedauern hatte er gehört, daß Hillmer, nachdem sein Tabakbrannt ihn veranlaßt hatte, Dienst bei der britanischen Schutztruppe zu nehmen, infolge heftiger Zusammenstöße mit einem ihm übergeordneten Civilbeamten genöthigt gewesen sei, die militärische Laufbahn zu quittieren. Und er war ihm bei der Wiederbegegnung deshalb von vornherein freundlich und herzlicher entgegengekommen, als es wohl unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

In No. 110 der Berliner Morgenpost erfährt man aus den Hauswirtschaftlichen Klauen: Auch kleinere Erdbeben für eine Frühsohmerbeide waren vereinzelt schon ausgestellt. Erdbeben sind ja jetzt sehr modern, wir raten aber von solchen Worten ab, da sie Schwankungen verursachen.

Der Kongress mag im Zweifel darüber sein, wer die projektirte Fleischinspektion bezahlen soll, das Publikum ist es nicht.